

**Erlom Achwlediani**

**Kogho kalakschi (Eine Mücke in der Stadt), Roman, mit Zeichnungen von Maia Matschaladse Siesta, 1. Auflage 2010, 229 Seiten**

## **Inhaltsangabe**

„Eine Mücke in der Stadt“ ist eine mystisch-ontologisch-philosophische Geschichte (mit einem Anflug von Zen-Weisheit), die um existentielle Themen wie Dasein, Wirklichkeit, Schöpfung, Zufall, Liebe kreist. Dies mit ironisch-melancholischem Humor und in einer täuschend schlichten, hochpoetischen Sprache, die der Autor meisterlich hin und her dreht, bis neue, ungewohnte Bilder und Sinnzusammenhänge entstehen. Die Erzählung erinnert in ihrer mathematisch-geometrischen Verschachteltheit an ein Escher-Gemälde; sie verfällt in Paradoxien bis zur Auflösung am Schluss, als der Held, Dschimscher, statt von seinem Haus aus wie gewohnt nach rechts abzubiegen, links abbiegt und damit einen Ausweg findet. Und auch der Autor daraus herausfindet, der sich und seine Geschichte konstant in Frage stellt (er bezeichnet sich in einem Kapitel als bloßen Sammler des Materials für die Geschichte), als würde nicht er, sondern die Geschichte ihn erzählen. Und wenn eine immer wiederkehrende Wendung in der Erzählung lautet: „... [z.B. die blaue Farbe des Himmels] ist etwas Seltsames“, so gilt das für Achwledianis ganzes Gedankengebäude, in dem seltsam geformte Treppen oder Korridore plötzlich in wunderbare Räume führen... Hinter jeder Wort- und Satz-Biegung, jeder Schlussfolgerung erstet ein Bild, ein Gefühl, das staunen macht.

Was dem Erzähler, dem Schriftsteller – sind es mehrere? -, an seinem Schreibtisch zustößt, durch den Kopf geht, geschieht auf einer anderen Ebene den Protagonisten der Geschichte - ähnlich wie Reales, etwa ein Geräusch oder Geruch, Eingang in einen Traum findet und darin eingebaut wird. Die Mücke, die sich nachts im Lampenschein auf die Hand des Schriftstellers setzt, findet Eingang in seine Geschichte und setzt sich dem Protagonisten Dschimscher auf die Hand, der wiederum die Geschichte mit der Mücke geträumt haben mag... Die einzelnen Szenen kehren in Abwandlungen spiralgig wieder, als Innen- und Außensichten, erfunden, geträumt, deliriert, erzählt.

Die „Mücke“ ist die einzige und letzte Malariamücke, die die Entsumpfung der kolchischen Ebene (Anfang des 20. Jh.), wo jetzt nur noch Eukalyptusbäume wachsen, überlebt hat. Als letzte und einzige hat sie eine Mission: den zu finden, der auch sie tötet. Die Zeit der Handlung ist ziemlich unbestimmt - nach der Trockenlegung der Sümpfe, „bevor es Drogen gab“ -, so wie auch die Figuren seltsam unbestimmt erscheinen, die Dinge ein Eigenleben führen, sich verwandeln. Konkret sind allein die Jahreszeiten, die die Geschichte begleiten.

In Teil I wird die Autorschaft geklärt bzw. deren Spuren verwischt und eine Zusammenfassung des Vorhabens bzw. der Geschichte gegeben.

Der Autor sitzt an seinem Schreibtisch, der wie ein ungejätetes Feld übersät ist mit Dingen, deren Nutzen er vergessen hat, abgesehen vom Schreibzeug, von den Zigaretten, der alten Apothekerwaage (auf der er Träume, Erinnerungen, Aschestäubchen und Elefanten wiegt), einer Sanduhr, einer Tischlampe und, am wichtigsten, einem Vergrößerungsglas, um die Insekten zu betrachten, die des Nachts auf seinem Schreibtisch landen: Sie sind unnützlich, schutz- und hilflos und gleichzeitig das einzig Lebendige unter den unnützen toten Dingen auf dem Schreibtisch des einsamen Autors. Dieser Autor bzw. der Sammler der Dinge für die Geschichte, wie er sich in einem PS zu diesem Teil nennt, bringt sich während der ganzen Erzählung immer wieder mit Definitionen, Erinnerungen ein: „xy ist eine seltsame Sache...“ - „Apropos xy kommt mir in den Sinn...“ - „Wer das nicht versteht, wird es irgendwann verstehen...“ - „In Wirklichkeit weiß ich nicht...“ Und immer wieder gibt es Zwischenstimmen, die z.B. die Mission der Mücke in Zweifel ziehen und als erfunden bezeichnen.

Als sich der Autor bzw. der grafomanische Schriftsteller an sein Vorhaben macht, passieren diverse Missgeschicke:

Sein schon lange gezogener Weisheitszahn schmerzt, die Brille geht kaputt, etwas sticht ihn in die rechte Hand, er klatscht instinktiv mit der linken darauf, weiß aber nicht, ob er das Insekt getötet hat. Der Wind stößt ein Fenster auf, eine Scheibe geht zu Bruch und Ziegel fallen herunter, es regnet herein, das Licht geht aus, als ob sich alles gegen ihn, gegen sein Schreiben verschworen hätte. Er schreibt in der Dunkelheit. (Vielleicht liest der Leser nun etwas völlig anderes, als er geschrieben hat.)

Der Autor gibt einen Abriss der Geschichte: Eine einzige Mücke, mit typisch kolchischen blauen Augen, überlebt die Ausrottung der Mücken in Kolchis. Sie überlebt, weil sie eine Mission hat: ihrem Mörder Auge in Auge gegenüber zu treten. Sie lässt sich vom Wind in die Stadt tragen. Die Personen: Dschimscher (junger, hoffnungsloser Mann), Lia (Schülerin der 9.Klasse), der grafomanische Autor, Lias Bruder Gia (Realist und Student), Lias Freundin Manana, der Wind, der die Mücke in die Stadt trägt, die Malaria, Himmel und Erde, die Sackgasse, das vergitterte Fenster, alles, was in der Geschichte vorkommt und nicht vorkommt (z.B. der Junge aus Lias Klasse, in den sie verliebt ist, der aber in der Geschichte nicht erscheinen will). „Eigentlich ist die Geschichte so einfach, dass sie verwirren mag“: Die blauäugige Mücke sucht ihren Mörder – Der Wind – Der viereckige Himmel – Die Mücke trifft ihren Mörder, Dschimscher – Sie versucht, ihn dazu zu bringen, sie zu töten, aber er tut es nicht, weil er selbst verwirrt und nicht ganz bei sich ist – Die Mücke verzweifelt und steckt Lia mit Malaria an – Dann sticht sie Dschimscher – Lia und Dschimscher verlieben sich ineinander – Die Krankheit lässt Dschimscher zu sich selbst finden – Die Mücke wird zufällig von jemand anders getötet, der es selbst nicht bemerkt, so dass wir nicht wissen, wer die Mücke schließlich tötete – Ein Gericht soll die Sache aufklären – Einer der Autoren stirbt an Malaria, der zweite verschwindet spurlos, der dritte wird zu lebenslänglicher Haft verurteilt, der vierte und der fünfte verleugnen, freiwillig, ihre Autorschaft, die übrigen werden mit verschiedenen Preisen geehrt – Dschimscher und Lia trennen sich, in der Hoffnung sich in einem neuen Leben wieder zu begegnen – Der zur Unzeit gesetzte Schlusspunkt hebt den Fuß und strebt zum Ende.

In Teil II fängt die Geschichte nun wie angekündigt an, strebt in zahlreichen Spiralen und Spiegelungen in acht Teilen ihrer Auflösung zu. Es ist Winter, ohne Schnee, Lia kommt von der Schule nach Hause in die Sackgasse, in der sie wohnt, mit der Platane auf dem Platz und dem Haus mit dem vergitterten Fenster, von dem man nicht weiß, ob jemand darin wohnt (es ist der Schriftsteller, wie man später erfährt). Sie ist ein seltsames Mädchen, die alles sieht, als ob sie es zum ersten Mal sieht, und es damit gleichsam neu erschafft. Wenn sie in den grauen Winterhimmel schaut, hat jeder Ort seinen eigenen Himmel: In ihrer Sackgasse ist er schmal und lang und im Hof ihres Hauses viereckig. Als es Februar wird und die ersten Veilchen verkauft werden, will Lia Brennesseln statt Veilchen, da sie brennen wie der Sommer. Lia kann sich zwar nur vage erinnern, aber sie hat den Jungen, der die Veilchensträußchen unter der Platane in der Sackgasse verkauft, schon mal gesehen: Es ist Dschimscher. Sie hat ihn im Winter einmal auf die aufgehende Wintersonne aufmerksam gemacht, die sie bestaunte. Er erkennt sie nicht, erinnert sich aber irgendwie an sie. Dschimscher hat wenig Sinn für die Schönheit und überhaupt das Leben. Morgens weiß er nicht, wozu er überhaupt erwachen soll. Er ist nur ein Körperding, dem unter Decken und Kissen heiß ist, bis das Körperding die Hand unter das Kissen schiebt, wo es kühl ist wie reines Quellwasser, so dass ein kräftiger, belebender Schwall von der Hand in den Körper fließt und Dschimscher sich endlich zum Aufstehen aufraffen kann.

In einem verqualmten Zimmer - draußen in der Kälte wäre ein vernünftiges Gespräch nicht möglich -, sitzen fünf oder sechs und führen ein Gespräch, das beinahe valentinesk absurd ist. Wer was fragt oder antwortet, ist bei dem Qualm nicht festzustellen. Es ist nie sicher, wer der fünfte oder sechste ist, ob es überhaupt einen sechsten gibt. (Später stellt sich heraus, dass der sechste Dschimscher ist, der tatsächlich nicht weiß, ob es ihn gibt oder wozu er da ist. Will man Menschen zählen, ist am meisten Verlass auf die Sonne: so viele Schatten, so viele Menschen. Nachts, in der künstlichen Beleuchtung jedoch, vervielfältigen sich die Schatten. Gehen also fünf oder sechs ins Café *Aquarium*? Sie trinken. Der erste erwähnt irgendeine Frau, an die er sich erinnert. Der zweite schneidet ihm grob das Wort ab. Der dritte scherzt. Der vierte erinnert sich an niemanden. Der fünfte erinnert sich an die Geliebte des vierten und schweigt. Ob der sechste im Café ist, „weiß ich nicht, und wenn er da wäre, wüsste ich nicht, an was er sich

erinnert“. Wiederum entspinnt sich ein absurdes Gespräch, während sie sich betrinken. Der sechste, Dschimscher, fühlt sich allein und fremd in der Stadt, sogar sein eigener Name scheint ihm fremd. Die Menschen um ihn herum scheinen aus einem anderen Leben zu sein.

In dieser Nacht auf der leeren Straße unter der Straßenlaterne begegnen die Mücke und der betrunkene Dschimscher einander zum ersten Mal. Dschimschers Name, das einzige, was er noch hat und woran er sich erinnert, ist wie außerhalb von ihm, erstarrt, zerschunden, und als die Mücke gegen den armen Namen prallt, erkennt sie ihn und summt ihn Dschimscher ins Ohr. Und der Name, durchfrozen, kriecht wie ein treuer Hund hinein, nah ans Herz, zum warmen, trauten Ort. Vor Freude, Dschimscher gefunden zu haben, folgt ihm die Mücke beinahe nach. Dschimscher jedoch will die Mücke nicht töten, es soll alles bleiben, wie es ist und war, wie er es gewohnt ist. Er geht nach Haus und setzt sich an seinen mit unzähligen Sachen übersäten Tisch. Am nächsten Morgen wacht er mit einem Kater auf, erinnert sich an nichts und findet keinen Grund aufzustehen. Die Bettdecke ist schwer wie ein Grabstein. Der verkaterete Dschimscher werweiß, ob er seine Doubletten des „Ritters im Pantherfell“ (das georgische Nationalepos) verkaufen soll, damit er sich Zigaretten und Alkohol kaufen kann. Als er aus dem Haus geht, steht er vor der Entscheidung, nach links oder rechts zu gehen. Er hat Angst, gegen seine Gewohnheit nach links zu gehen. Wer weiß, ob er lebend wieder nach Haus käme, und leben will er, obwohl er nicht weiß, wozu. Der Autor weiß zwar nicht, ob Dschimscher wirklich aufgestanden ist, aber er weiß, dass er die Mücke am Abend zum zweitenmal trifft. Wieder ist Dschimscher betrunken, will rauchen, sucht ein Streichholz, nimmt aus der Schachtel mit den angebrannten Hölzern ein nicht gebrauchtes. („Die Hoffnung ist ein seltsames Ding, es gibt sie: Die Hoffnung besteht in einem Streichholz, das zündet.“) Er lässt das abgebrannte Streichholz fallen, bedauert das sogleich und will es auflesen, muss aber daran denken, was passiert, wenn er nicht das eigene, sondern ein anderes aufließt, denn es könnte doch alles mit allem zusammenhängen und Folgen haben. Er bittet die Mücke, das richtige für ihn zu finden. Aber wie soll er der Mücke vertrauen? Plötzlich spürt er etwas Schweres auf der Brust: Er findet in der Brusttasche einen blauen Stein, den er vergessen hatte: ein Stein gewordener Wunsch. Denn unerfüllte Wünsche werden zu Stein, zu Felsen, zu Bergen. Dschimscher hat Angst vor sich erfüllenden Wünschen, Angst vor Wegen, die irgendwohin führen.

Ob Dschimscher existiert, weiß der Ich-Erzähler nicht, aber dass er ein Zimmer hat, schon. Und auch: Besser man hat kein Zimmer und dafür sich selbst, als dass man selbst nicht existiert. Der Ich-Erzähler betritt Dschimschers Zimmer in Gesellschaft der Leser (ein wunderbares Kapitel!), die seine Zeugen sein sollen bei der Beantwortung der Frage, ob Dschimscher existiert oder nicht. Er beschreibt streng nur, was er sieht, und macht sich lustig über Schriftsteller, die beschreiben, was sie gar nicht sehen. Unzählige Dinge sind im Raum, ein Durcheinander, das der Erzähler sich hütet zu ordnen. Die Dinge im Zimmer sind wie ein Organismus, untrennbar voneinander, Teil von Dschimscher, der sie sich einverleibt hat, indem er ihnen Bedeutung zuwies und sie mit Erinnerungen belud, Teil seiner Seele und gleichzeitig beseelt durch Dschimscher. Der Autor und der Leser sieht: Auf dem Tisch liegt ein schlafender Arm. Wem der Arm gehört, ist noch unklar. Ein Atmen ist zu hören, vielleicht gehört es einem Stuhl oder einem Buch. Sonst ist alles still und für sich. Die Dinge fragen sich, wer sie sind. Der Zigarettenstummel erinnert sich daran, was Dschimscher durch den Kopf ging, als er die Zigarette rauchte. In dem Zimmer ist niemand Lebendiges und niemand Totes. Dschimscher atmet das von Dingen angefüllte Zimmer ein und atmet feuchte, rauchige Gedanken aus. Die Mücke setzt sich auf seine eingeschlafene Hand. Diese erwacht, füllt sich wie der übrige Körper mit Leben und haut plötzlich auf den Tisch. Der seit langem stillstehende Wecker auf dem Tisch fällt zu Boden und spuckt die angehaltene Zeit aus. Diese Szene, die hier von außen geschildert wird, sehen wir später, nach dem Epilog, aus Dschimschers Innensicht, vielleicht als Traumgesicht, als ihm die Mücke erklärt, wer/was sie ist, und ihn sticht.

Es ist Sommer. Dschimscher beobachtet einen auf dem Straßenpflaster zielstrebig dahinkrabbelnden Käfer. Dschimscher erkennt in der Zielstrebigkeit des Käfers das, was er selbst verloren hat. Doch bevor der Käfer sein Ziel, die Wand, an der Dschimscher lehnt, erreicht, wird er von Passanten zertreten. Was bleibt, ist ein feuchter Punkt. Vor

Dschimscher steht Lia, die alles mit angesehen hat, und weint.

Lia und Dschimscher verlieben sich ineinander. Hier will der Autor nun eigentlich den Schlusspunkt setzen, doch der Punkt macht sich unerwartet davon. Der Autor weiß nicht mehr, wo in der Geschichte er stehen geblieben ist, und beginnt von vorn: Wie die kolchische Tiefebene entsumpft wurde, alle Mücken ausstarben außer einer blauäugigen usw. Wie die Mücke Dschimscher sticht, da er sie nicht töten will; wie sie zuvor schon Lia gestochen hat. Wie Lia und Dschimscher sich ineinander verlieben. Wie die Mücke verschwindet, weil Dschimscher sie nicht, wie vom Autor ausgedacht, tötet. Da der Autor nicht weiß, wo die Mücke hin ist, wird auch die Mücke nicht wissen, wo sie ist. Also setzt er die Geschichte von der blauäugigen Mücke, dem grafomanischen Schriftsteller und dem Schlusspunkt so fort:

Als die Mücke merkt, dass die von ihr Gestochenen sich ineinander verlieben, sticht sie alle Welt, die Menschen, die Tiere, die Pflanzen, die Möbel, die Dinge, die Güte, die Trauer, alles, zum Schluss gar zwei Steine, die, wie wir wissen, unerfüllte Wünsche sind. Hier, nach der Liebesgeschichte der beiden Steine, stellt sich der Autor die Frage, ob das nicht zuviel des Philosophierens und der Metaphern sei?

Die Mücke ist todmüde von all dem Giftvergießen: Ein Mensch bleibt ungestochen, der Schriftsteller in dem Haus mit dem vergitterten Fenster, der die Blätter füllt mit Zeichen, die aussehen wie tote Insekten. Sie sticht ihn in die Schreibhand und entkommt – widerstrebend –, bevor die Linke auf die Rechte klatscht.

Es folgen Tagebucheinträge (ähnlich absurd wie die Gespräche der fünf oder sechs; wer der Schreiber ist, ist ebenso unbestimmt), die am 27. Februar beginnen und über den 28. hinausgehen bis zum 79. Am 27. kauft der Schreiber statt Orangen ein Buch über die Liebe, das er gleich ungelesen verbrennen will. Er vertagt dies aber immer wieder, verlegt das Buch, träumt von dem Buch, das im Traum einmal riesengroß, dann zur Schwalbe wird, dann zum Schiff in einer Pfütze, dann zu seinem Journal, das riesengroß ist und in das Lia und Dschimscher eingehen wie in ein Haus, wohin ihnen der Träumer aber nicht folgen kann. Plötzlich geht das Riesenbuch in Flammen auf; in den Flammen tun sich wunderbare Landschaften auf, Wiesen, Seen, lauschige Hüttchen, Sonnenuntergänge und -aufgänge, Städte, Flüsse, zwischen den Flammenzungen und sich öffnenden Seiten zahllose Liebende. (Dieses riesengroße Buch, in dem Dschimscher und Lia vorkommen, taucht am Schluss wieder auf, (wahrscheinlich) in Dschimschers und Lias Fieberträumen.) Beim Aufwachen findet der Tagebuchschrreiber das Buch auf dem Klavier wieder, er öffnet es, will es nun lesen: Es ist innen brandgeschwärzt. Er will sich ein neues Exemplar kaufen; statt dessen kauft er Orangen. Es ist März.

Ein Gerichtsprozess findet statt, in dem untersucht werden soll, was aus der Mücke geworden ist, wer sie getötet hat. Dschimscher und Lia und alle anderen bis hin zu den Steinen werden befragt bzw. fragen sich selbst und sagen aus. Der Richter ist wiederum unbestimmt, ist sowohl der Autor wie die Befragten selbst. Alle geben zu, gestochen worden zu sein, bis hin zu den Steinen, außer dem Icherzähler, vor dessen innerem Auge alle erscheinen und zugeben, von der Mücke mit Liebe angesteckt worden zu sein. Sogar ein Datum hat sich ins andere verliebt. Der Autor-Richter hat das Gefühl, dass der Mörder der Mücke unter ihnen allen ist – was, wenn er es selbst ist? Der Autor-Richter steht vor dem Richter-Autor, im Gerichtssaal drängen sich die Gedanken und Empfindungen. Der Autor macht sich zu dem Haus auf, das einem Buch gleicht. Am Morgen findet man ihn tot.

Ist es möglich, sich etwas auszudenken, und es bekommt Gesicht und Form, ist womöglich aber tot? Alles, was man sich ausdenkt, existiert schon. Sollte irgendjemand, irgendetwas nicht in dieser Welt sein, ist es die Schuld dessen, der es sich noch nicht ausgedacht hat. Hier kehrt die Erzählung – wörtlich und im übertragenen Sinn - zum Ursprung, quasi zum Schöpfungsmoment, zurück („Statt eines Epilogs“): Die letzten Februartage. Draußen bläst der Wind, drinnen ist alles reglos, tot. Bis ein Staubkorn dem schwachen Sonnenstrahl entlang wie eine Spinne am Netzfaden zur Sonne strebt. In Dschimschers eingeschlafener Hand sitzt die Mücke. Wieder bittet sie ihn, sie zu töten. Ihm wird plötzlich klar: Die Mücke ist in ihm, nicht nur in ihm als junger Mann, der Angst vor Entscheidungen und dem Leben hat, sondern in ihm als Mensch schlechthin. Er hat eine Art Vision (oder Fieberwahn) von unendlicher Helligkeit und Liebe, von Leben und Tod als einem und demselben. Die Mücke hat viele Gestalten. Sie ist das Ewige,

Grenzenlose, Göttliche, sie ist der Glauben, den er verloren, das Menschliche im Menschen, das er bekämpft, die Hoffnung, die er erstickt hat. Dschimschers Hand schlägt mit aller Wucht auf den Tisch, der Wecker fällt zu Boden und spuckt geronnene Zeit wie Blut. Von da an sieht Dschimscher die Mücke nie wieder.

Das Buch endet mit der „Genesung“: „Gesundheit ist, wenn ein Mensch zu sich selbst zurückkehrt, von einer weiten Reise nach Hause kommt.“ Lia und Dschimscher genesen. Dschimscher geht aus dem Haus, biegt zum erstenmal statt nach rechts nach links ab und begegnet Lia.

### **Erlom Achwlediani**

1933-2012, Prosa- und Drehbuchautor, ist einer der großen georgischen Autoren und zu den Klassikern zu zählen. Er studierte Orientalistik in Tbilissi und schloss am Institut für Kinodramaturgie in Moskau ab. 1965–1992 Mitglied des Szenarienkollegiums des Studios "Kartuli Pilmi" (Georgischer Film). Bekannt wurde er mit dem absurden Parabel-Zyklus „Wano und Niko“. Eine große Rolle spielte Achwlediani auch als Autor von Drehbüchern: 19 bekannte Filme basieren auf seinen Szenarien. Zu seinen Bewunderern gehören Peter Handke und Andrej Bitow.

### **Werke**

- Eine Mücke in der Stadt (Roman), Siesta 2010, 236 S.
- Wano und Niko (Parabeln), Ausg. Link 2005, 166 S. / Ausg. Siesta 2011, 180 S.
- Die Geschichte des faulen Mäuschens (Fabeln), Ausg. Link 2007, 71 S.
- Der Mann, der seinen Kopf verlor, und andere Geschichten (Parabeln), Ausg. Link 2007, 118 S.
- Altes und Neues (NF, Über georgische Szenaristen), Ausg. Dilis gaseti 2003, 208 S.

### **Übersetzungen**

Auszüge des Parabel-Zyklus „Wano und Niko“ wurden ins Russische, Tschechische, Ungarische, Armenische übersetzt.

Neuere Übersetzungen:

- Englisch: Vano and Niko/The Man Who Lost his Head/Tale of the Lazy Mouse (übersetzt von Mikheil Kakabadze), Dalkey Archive Press, Dublin/London/Champaign 2015
- Türkisch: Sivrisinek Şehirde (Eine Mücke in der Stadt) (übersetzt von Ciloglu Pahretin), Dedalus Kitap, Istanbul 2014
- Holländisch: De man die zijn hoofd verloor (übersetzt von Ingrid Degraeve), Voetnoot, Amsterdam 2006; Vano en Niko (übersetzt von Ingrid Degraeve), Voetnoot, Amsterdam 2003
- Deutsch: Niko und Wano (acht der insgesamt 15 Parabeln, übersetzt von Reso Karalashvili), in: „Georgische Erzählungen“, Suhrkamp, Frankfurt/M 2000

### **Drehbücher**

Drehbücher für insgesamt 19 Filme, darunter

- April, 1962; Otar Iosseliani (erhältlich als DVD, blaue Out Collection, in: Coffret Otar Iosseliani : Avril ; La chute des feuilles ; Il était une fois un merle chanteur ; Pastorale (Untertitel Franz., Engl.)
- Wie ein guter Bursche verheiratet wurde, 1975; Regie: Nodar Managadse
- Wiederbelebte Legenden, 1977; Regie: Nodar Managadse
- Einige Interviews zu persönlichen Fragen, 1978; Regie: Lana Gogoberidse
- Reise eines jungen Komponisten, 1984/85; Regie: Giorgi Schengelaia
- He, Maestro!, 1987; Regie: Nodar Managadse
- Der dumme Granatapfelbaum, 1999; Regie: Peter Mesrosch

## Preise

2012 Saba-Preis für den besten Roman des Jahres 2011 für „Eine Mücke in der Stadt“  
Staatspreis der UdSSR für Erlom Achwledianis Künstlerisches Werk

## Stimmen

Zu Erlom Achwledianis Bewunderern gehören Peter Handke, der Erlom Achwlediani 1975 kennen lernte, und Andrej Bitow, der in seinen Werken von ihm spricht.

*Peter Handke* nannte die „Wano und Niko“-Parabeln „erheiternd und gleichzeitig paradox“; sie zeigten uns den rettenden dritten Weg: die Weglosigkeit. Es braucht Wagemut, diesen Weg zu gehen; damit haben die „Wano und Niko“-Parabeln durchaus auch etwas Bedrohliches.

*Andrej Bitow* bewundert Erlom Achwledianis Gabe, „sein Werk von sich selbst zu befreien“, dem Künstler gleich, der den Lehmklumpen in seiner Hand in die Freiheit entlässt, oder dem Erbauer des armenischen Tempels gleich, der in seinem Werk und dem Ort, an dem es steht, vollkommen aufgeht.

„Eine Mücke in der Stadt“ ist kein gewöhnlicher Roman, vielmehr ein Romangedicht, so poetisch und stilistisch raffiniert ist Achwledianis Sprache. ... Die Mücke hat vieles vom frivolen Liebesgott Amor: Wen sie sticht (wen Amors Pfeil trifft), der wird liebeskrank, und es ist eine ansteckende, unheilbare Krankheit. ... Achwlediani erzählt die Geschichte von Amor-Mücke in lakonischen, klaren, schlichten Sätzen und jeder Satz trägt einen tiefen Subtext. Wie Eisberge schwimmen diese Sätze im Text, setzen sich metastasierend im Romanganzes fort.

*Dalila Bedianidse, Philologin, Übersetzerin, Dichterin*